

Die Marseillaise

Autor(en): **Lang, Robert Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **16 (1915-1916)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750184>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE MARSEILLAISE

NOVELLE VON ROBERT JAKOB LANG

Paul Henry Bernard, der erste Geiger in Behrends Orchester, ging mit absichtlich langsamen Schritten die Große Straße hinauf, welche vom alten Kornhaus an den Landungssteg führt. An schönen Sommertagen, an welchen die unbeschäftigten Bummel die Züge der Geschäftsgänger vermehren, kann man dies mit einem Anspruch auf Einsamkeit tun. Man wird irgend jemand und aus diesem Grunde nicht belästigt. Das schien Bernard die Hauptsache. Seine Qual waren die Menschen, Behrends ausgenommen. Er hatte nicht viel mehr Französisches an sich, als eine gewisse oberflächliche Liebenswürdigkeit. Um diese Liebenswürdigkeit beneidete ihn Behrends; denn sie schuf größere Abstände, als jede noch so merkbare Kälte. Sie war eine von Blumen überwucherte Stacheldrahthecke. Der Geiger hatte ein unscheinbares, kränkliches Aussehen. Manchmal hustete er trocken und hinterhältig; in seinen Augen ging eine Furcht auf und seine Nasenspitze wurde beängstigend blass.

Die Linden gaben zu dieser Zeit ihren schwersten Duft, und es war beinahe unbehaglich. Paul Henry stand vor einer Goldwarenauslage, als ihn Behrends einholte.

„Ich denke, wir werden gehen müssen.“

Es war vier Uhr und Konzertzeit. Behrends trug seinen Hut in der linken Hand; so ging er immer in der Sonne.

Auf einmal blieb der Geiger stehen. Ein Würgen stieg ihm quälend in die Kehle. Dann hustete er schnell und trostlos. Er hatte einen süßlichen Geschmack im Munde. Es war Blut.

Sie fuhren ins Konzert; als sie durch die Drehtüre eintraten, standen ihre Genossen an den Säulen und rauchten. Leute kamen an ihnen vorbei; diesen bedeuteten sie nicht mehr als die Kellner. Behrends ging an den Flügel. Wenn er spielte, so wurden es viele zierliche Brücken, auf welchen die Töne der andern sich zusammenfanden. Er hielt es mit dem Programm solchermaßen, dass sie selbst auch auf ihre Rechnung kamen, und sie saßen mit wartenden Augen vor ihren Pulten. Ihre Blicke hingen zwischen fünf feinen Strichen, fassten die schwarzen Punkte, erkannten sie und

fühlten sie. Dann spielten sie und freuten sich, wenn niemand klatschte und nur wenige Menschen helle Augen bekamen. Während dieser Stücke schlürften die Besucher ihren Kaffee mit Bedeutung lauter und unterhielten sich ohne Zwang über neue Vorkommnisse. Behrends Augen gingen sekundenlang zu seinem Ersten hinüber und lächelten. Für seine übrigen Genossen war Paul Henry Bernard eine sehr kostbare und spröde Leidenerflasche, deren Entladung man mehr um ihrer selbst willen, als um sich befürchtet. Sie gingen mit Behutsamkeit um ihn herum und kamen ihm nicht näher. Er hatte eine fühlige Gemütsart, und seine Empfindsamkeit lag immer irgendwo auf der Lauer. Da der Geiger aber nicht gerade gewöhnlich spielte, kam man nicht mit Anzüglichkeiten aus und ließ sie unterwegs. So gibt es stachellose Igel, und es ist auch ihnen nicht beizukommen.

* * *

Das Zimmer war mit erfreulich hellen Papieren verhängt. Von drei ausgiebigen Fenstern gingen zwei in einen baumreichen Garten. Am Morgen hatte Bernard den Platz für ein Aquarell ausfindig gemacht, nun leuchteten ihm die weißen Wolken über dem blauen See tröstlich zu. Er freute sich, dass es nicht nur dunkle, sondern auch helle Wolken gab. Überall war Sorgfalt und Geschmack aufgebracht und den Möbeln der Mietstube ihre Notwendigkeit gegeben. So fielen sie nicht auf. Paul Henry stellte sich vor den Spiegel und zog seinen Scheitel. Die Haare waren rot und matt und fielen ihm bis über die Mitte der Ohren. Es gab ihm ein ungewöhnliches Aussehen. Dann übte er. Ein Herr hatte fragen lassen, ob der Geiger oder er ausziehen sollten. Er spielte stundenlang Laufübungen und hatte nicht den geringsten Sinn für die „Lustige Witwe“ oder den „Walzertraum“, welche den Herrn mit seiner Musik versöhnt hätten. Manchmal kam Behrends. Er saß auf dem Sofa, Behrends lehnte sich an den weißen Kachelofen, dann sprachen sie über Welt und Kunst und die Menschen. Oft philosophierten sie nach dem Abendkonzert bis gegen Morgen. Der Erste goss einen Tee an, und wenn dieser in den Tassen kalt geworden war und man vom Zucker zwei weiße Schaumvierecke sah, tranken sie, ohne Durst und ohne Genuss. Der Tee hätte ihnen aber trotzdem gefehlt, und Paul Henry vergaß ihn nie. Oder

sie lasen ein Buch. Zuerst las Behrends und legte sich auf das Sofa dazu; dann las der Franzose. Weil die Bücher meist deutsch waren, machte es ihm Mühe und er tat es verstümmelt und abgehackt. Behrends war darauf eingestellt. Als es auf den Winter ging, wurde des Geigers Husten trockener, hinterhältiger und trostloser. Einmal kam er nicht ins Konzert, sondern legte sich ins Bett.

Von nun an war Behrends jeden Tag bei ihm und las ihm vor. Man merkte Paul Henry nicht an, dass er kranker war, so verkommen schien sein Aussehen auch in seinen ruhigen Zeiten. Er hatte nur eine klanglose, unwissentlich betrübte Stimme und flackernde Augen. Bernard bat Behrends, ihm regelmäßig das Programm zu bringen; oft brachte ihm dieser auch Noten, er legte sie vor sich auf die Decke, denn er konnte vor Schwäche nicht spielen. Seine Geige lag im Kasten auf einem Stuhle neben dem Bett. Er konnte sie nehmen und mit der Hand über die Saiten streichen; wenn Behrends bei ihm war, schlief er manchmal darüber ein. Dann legte sein Freund die Geige wieder in den Kasten.

* * *

Als es gegen den Frühling ging, erholte sich der Geiger ein wenig. Es war ausgemacht, dass man ihm bis im Mai helfen würde. Wie er aufkam, fand er die Zeit besonders gut und schön. Es duftete herrlich aus allen Wegen und war blau und voller Sonne. Am Meer, und auf den grünen Bänken des Kai sah man über das Wasser, auf dem die Schiffe in ihren Tuchhüllen schaukelten. Die Spatzen waren eine beneidenswerte Unterhaltung. Sie badeten vor Paul Henry im Staub, plusterten sich auf, schüttelten sich, hüpfen einige Spannen seitwärts und trieben ihre Wichtigkeit von neuem. Wenige kannten ihn und zögerten; dann machten sie sich mit einem entschuldigenden Grüßen und befreit weiter. Er schlug nicht viel aus diesen Verlegenheiten, wenn ihm nur niemand vor der Sonne stand. Überdies kam an einem Nachmittag, welcher ihm seltsam blau und sonderbar klar schien, Toinette und brachte ihm eine rote Rose. Toinette war das kleine französische Fräuleinchen, welches in den Abendkonzerten manchmal mit einigen Freundinnen und Freunden am runden Tisch vor dem Podium saß und ihn anstarrte. Sie stand mit einemmal vor ihm und trug eine

rote Rose. Sie stand ihm sogar vor der Sonne, aber es fröstelte ihn nicht. Ein wenig sprachen sie zusammen, dann begleitete er sie drei Schritte. Er musste schneller gehen als gewöhnlich, aber er merkte nicht, dass er darob müde wurde. Sie hatte ihren freien Nachmittag und verkaufte sonst Seide. Es war eine unbedeutende und hausbackene Erklärung, aber sie machte Bernard froh. Als er wieder auf seiner Bank saß, schrak er vor Behrends zusammen. Am nächsten Tage kaufte er bei Toinette ein halbes Dutzend seidener Schlipse. Er trug sie nie, sondern legte sie in seinen Geigenkasten.

Behrends wurde seltener; denn einmal war Toinette beim Geiger gewesen und nun goss sie den Tee an. Man musste über Unbedeutendes sprechen und Paul Henry spielte einen Walzer aus der „Dollarprinzessin“. Behrends verabschiedete sich; Toinette blieb sitzen und sah ihn sehr kalt an, und der Erste begleitete seinen Freund mit Unbehagen hinunter zur Haustüre.

„Gute Nacht“, sagte Behrends mit Betonung und ärgerte sich, wie er es gesagt hatte.

Paul Henry wartete eine Weile unter der Haustüre und sah seinen Freund in die Nacht gehen. Als er die Treppe hinaufstieg, musste er im ersten Stock anhalten. Seine Hände krampften sich um das Geländer. Er hustete.

Toinette war das merkwürdigste Gegenteil zu Paul Henry. Sie war geschmeidig, leichtsinnig und steckte sich alle drei Wochen die schwarzen Haare auf irgend eine neue unerhörte Art. Man durfte sie nur ernst nehmen, wenn es ihr gefiel und musste mit Launen und Willkürlichkeiten rechnen können. Ihre Augen waren auffallenderart dunkel und unterstützten ihre Lippen auf eine herrische Weise. Sie wohnte nun bei Paul Henry; er hatte dies mit der Liebenswürdigkeit, welche ihn vor Zutraulichkeiten sicherte, bei seiner Hauswirtin durchgesetzt und um jeder Erörterung für die Zukunft zu begegnen, ein Stübchen neben dem seinigen zugemietet. Der Geiger lebte mit seiner kleinen Geliebten ein seltsames Leben. Er ging durch alle Stunden müde und froh. Es schien im übrigen mit seinem Leiden besser zu werden und er spielte wieder im Orchester. Mitunter, wenn Toinette nicht vor dem Podium saß, und er nach dem Konzert einsam nach Hause ging, dachte er an Behrends, an die guten, ruhigen Abende und an den kalten Tee.

Behrends kam von ihm weg. Es herrschte eine verstimmte Freundlichkeit zwischen ihnen, Toinette hatte für den Freund Paul Henrys nur kalte und abweisende Gebärden. Sie konnte alles ins Ungemütliche und Unangenehme führen. Behrends gab es auf, den Freund zu begleiten und zu besuchen. Wenn er ihm beim Spielen zusah und die Hastigkeit seiner beobachteten Bewegungen feststellte, kam ihm oft ein guter Wille, etwas Herzliches zu sagen. Wenn er es tat, so war der Geiger seiner gequälten Verlegenheit ledig und hatte eine kostbare Stunde.

In die Alltäglichkeit warf sich grausam der erste Windstoß des Weltsturmes. Man lebte und lachte im blauesten, sonnigsten Wetter und las mit plötzlicher Empörung die Kunde vom Attentat von Serajewo. Es gab Leute, welche mit unerhörter Sicherheit die dunkelsten Schlüsse in die Welt setzten. Es stand um ihre Kunst nicht schöner und besser, weil sie schließlich recht behielten. Sie machten vielen Leuten vorzeitig die Köpfe wirr. Auch Toinette ging einer unbekanntem Zukunft nach. Eines Abends, als sich Paul Henry für das Achtuhrkonzert bereit machte, fiel ihm die Kleine mit ihren Reden an: „Tu ne joueras plus avec les Prussiens!“

Bernard pfiff leise durch die Zähne. Vor seinem Spiegel zog er eben mit der linken Hand den rechten Mundwinkel glatt, um mit dem Rasiermesser nachzufahren. Er fand die Gelegenheit zu einer derartigen Auseinandersetzung lächerlich. In seinen Augen stand, als er sich Toinette zudrehte, ein unzufriedenes Erstaunen. Sie hielt eine offene Zeitung in den Händen. Herr Poincaré und sein auswärtiger Minister hielten sich gerade am russischen Kaiserhof auf, und wechselten mit ihrem hohen Freund Versicherungen ergebensten Verbündnisses. Die Reden waren dem kleinen Fräulein zu allerlei anderem, was Behrends betraf, in den Kopf gestiegen und hatten krause und kriegerische Gedanken und allerlei Berechnungen aufgescheucht und zurechtgelegt. Als Paul Henry sich weiter rasierte und keine Anstalten traf, sich um ihre Meinung zu kümmern, fing sie ein närrisches Schluchzen an, aus welchem sie ein ungewöhnliches Weinen zu stande brachte. Und nun war er zum Ausgang bereit; er sah dem Durchbruch ihrer Gereiztheit mit Wehmut und Ängstlichkeit zu. Aber gehen wollte er trotzdem. Plötzlich, um ihm und sich einen unbesonnenen Mut zu verschaffen, stellte sie ihren Willen um und bat: „Joue moi la Marseillaise!“

Dieses sinnlose Anliegen passte dem Ersten ungeschickt in seine knappe Zeit. Weil er immerhin keinen Ausweg aus ihrer Laune fand, hob er seine Geige aus dem Lederkasten und kniff sie unters Kinn. Nun strahlte sie ihn sieghaft an. Er ärgerte sich über seine Niederlage und während er um einen Anfang nachsann, schnellte der Bogen in seiner aufgeregten Hand einigemal in kleinen Rucken von den Saiten ab. Er geigte schließlich gezwungen und ohne die geringste Beteiligung. Ihre Augen brannten und die Lippen forderten; da dachte Paul Henry mit einemmal an seine Heimat und er begann wieder. Diesmal spielte er. Das Lied war wie der Föhn, lau und herrisch, einschmeichelnd und zerstörend. Es war Freiheit und es waren Blutbäche. Der Zwiespalt riss alle Besinnung los; er wurde notwendig, er forderte, er zwang! Frankreich litt, aber Frankreich war groß. Das Lied, gerade dieses Lied würde es wieder groß werden lassen. Der Spieler fühlte, wie der Husten in seiner Brust lauerte. Er wich ihm aus. Dann wie er den letzten Strich gestürmt hatte, legte sich sein Leiden mit kalten Perlen auf seine Stirne und rüttelte höhnisch an seinem Heldentum. Schließlich ging er abwesend und verwirrt und kam erhitzt und seltsamerweise gerötet bei Behrends an. Am runden Tisch saß Toinette und starrte auf ihn. Die Marseillaise flatterte ihm nach und er geigte das ganze Programm ohne Bedenklichkeiten und ohne Sehnsucht nach Einsamkeit herunter. Er wurde auffallend unruhig, als ihn Behrends ansprach. In der Nacht stand er auf irgend einer Schanze und es war der Krieg. Am andern Morgen fieberte er.

Toinette saß an seinem Bett und weinte. Behrends hatte den Arzt geschickt.

„Sie sollen sich vor Regen und Aufregung bewahren“! meinte der. Bernard lächelte. Er mochte weder diesen noch jene. Gegen den Regen hatte er nun seine eigene Sonne: Toinette. Aber diese Sonne war Aufregung. Oder vielleicht war es doch nicht Toinette, welche ihn aufregte und er war es selbst, und bildete sich alles nur ein, um sich vor eigener Schwäche zu decken. Er mochte Toinette nicht mehr anklagen. Er lächelte immer. Der Arzt fragte ihn, ob er müde sei. Er ist immer ein wenig müde, doch er glaubt, dass es nichts zu bedeuten hat; und er wird bald wieder spielen. Einen Augenblick gingen seine Augen über den

Stuhl, auf welchem sein Geigenkasten lag; er dachte an die Mar-seillaise und Toinette. Vielleicht kam auch Behrends.

Toinette wollte nicht, dass Behrends kam. Er würde wieder bei Paul Henry sitzen und vorlesen. Sie sprächen von Kunst und philosophischen Sachen und sie würde sich langweilen. Zudem brauchte man jetzt überhaupt keinen Deutschen. Der Kranke kehrte sich gegen die Wand und sann über Behrends nach.

Der Arzt sagte Behrends, dass sein Geiger ziemlich ernsthaft krank sei, und es wahrscheinlich nicht mehr lange gehen würde. Es sei angebracht, dass er sich schone. Er dachte an das Lächeln seines Patienten, welchem er auf den Inhalt gekommen war. Das Fräulein sollte sich eine andere Wohnung suchen. Vielleicht könnte man sie, um sie zu bewegen, vor Ansteckung warnen.

Paul Henry aber wollte wieder spielen und er spielte wieder. Behrends konnte ihn beinahe nicht mehr ansehen.

Es regnete, die Straßen waren in ein dünnes Netz gefangen, und die Häuserfronten hingen wie nasse Blachen an den Dächern hinab. Dann und wann stellte sich ein Vertrauensvoller in den Schutz eines Baumes und ging nach drei Augenblicken mit fröstelndem Nacken wieder weiter. Es war erst vier Uhr, vier Uhr nachmittags im Monat Juli, aber es brannten in einigen Häusern Lichter. Der Asphalt war blank gewaschen; aus den Geleisen spritzte das Wasser vor jedem Straßenbahnwagen. Man fror und war mürrisch. Paul Henry und Toinette gingen langsam unter einem Regenschirm die Große Straße hinauf an die See. Er hustelte ohne Unterbruch; trotzdem und trotz des schlechten Wetters hatte er seinen frohen Tag. Toinette schrittelte neben ihm her. Die verstrubelten schwarzen Haare klebten in einigen Strähnen an ihrer Stirne und über ihr rechtes Ohr. Sie plauderte unaufhörlich und sprach von Frankreich und vom Krieg. Von einem Krieg, welchen sie als ein ungeheures Glück und einen leuchtenden Sieg voraus-sah. Seine Gedanken gingen schwerfällig und behutsam mit.

„Et toi, est-ce que tu partiras?“ fragte sie. Sie bohrte ihm diese Frage seit zwei Tagen wie einen Dolch in sein Hirn. Er fand keinen gelegentlichen Entschluss und dachte an seine kranken Nächte und an seine Geige. Behrends würde sicher gehen, über-legte er mit einem Anflug von Gehässigkeit. Gestern hatten sie

ein Potpourri von Nationalhymnen gespielt; es war etwas unmöglich Geschmackloses und eine Qual für sie gewesen, aber die Leute hatten gerast. Die Leute rasten in diesen Tagen bei jeder Gelegenheit. Sie hatten auch die Marseillaise gespielt. Irgend eine Marseillaise, und Paul Henry hatte sie gegeigt und es kaum gemerkt. Dabei war es nun jeden Abend so, dass er den großen französischen Sturmgesang spielte. Es zwang ihn ein fremder Wille und zugleich eine hoffnungslose Aussicht: er stürmte einen Hügel, oder lag hinter einem Baum mit einem Kameraden und schoss auf die Deutschen. Aber er dachte an Behrends und alles war wieder alltäglich und wenig heldenhaft; denn er glaubte nicht, dass er auf seinen Freund würde schießen können. Aber Toinette quälte ihn, und Behrends glitt weg und schien unendlich weit und körperlos und Bernard wurde hilflos traurig. Nun kam der Krieg, sagte Toinette, der große Krieg Frankreichs und die Abrechnung mit den Preußen, mit allen, mit Behrends! Paul Henry suchte, was Behrends Toinette zu leide getan haben mochte, aber er fand nichts. Der Regen gab nach; man sah einige Häuserzeilen vorwärts und am Ausgang der Straße das Meer, braun und unruhig. Sie gingen an das Meer. Schließlich schien es noch etwas mit der Sonne werden zu wollen. Plötzlich riss ein Strahl durch die Wolken und fiel lang auf das Wasser. Sie blieben stehen und stellten fest, dass sie sich nicht täuschten, so unvermittelt war die Helligkeit. Dann verflogen die Wolken, der Himmel war blau und sonnig. Vom Steg aus sahen sie stadtwärts die Türme und das Licht, welches an ihnen herauf- und hinabglitt. Es wurde ein rechter Juliabend.

Am Sonntag um acht Uhr ging der Geiger mit Toinette ins Konzert. Die Zeitungsverkäufer schlugen eine klangvolle Overtüre mit einem Anruf in Stücke, und jedes erlaubt laute Pianissimo ging im Wortwechsel unter. An jedem Tische schien einer mit dem andern in Streit geraten zu sein: alle hatten erhitzte Köpfe und ihre Gedanken gingen um die Ausgabezeit der Sonderblätter. Es war eine dumpfe Ungemütlichkeit um den Weg. Paul Henry sah sehr schlecht aus. Behrends hätte ihn nach Hause geschickt; Toinette wollte bleiben. Am Abend kam die Meldung von der Kriegserklärung Österreichs an Serbien. Es wurde eine plötzliche Stille; dann war der Lärm unerträglich. Um zehn Uhr musste Behrends nachgeben und die „Wacht am Rhein“ spielen lassen.

Als Bernard nach Hause kam, richtete Toinette kein Wort an ihn. Um zehn Uhr, als sie das deutsche Lied spielten, war sie aus dem Konzert gelaufen und hatte einen gelben Blick zum Orchester hinüber geblitzt. Paul Henry fühlte sich krank; er war bekümmert und machte sich ruhelos ins Bett. Sie stand am Fenster und starrte eine Weile in die Nacht. Paul Henry hustete. Jetzt kam auch sie. Paul Henry ist der verwerflichste und verräterischste Franzose, welchen es überhaupt je gegeben hat. Bazaine, von dem braucht man gar nicht zu reden; aber von Paul Henry Bernard! Oder hat Bazaine vielleicht jemals die „Wacht am Rhein“ gespielt? Und hat sie Paul Henry Bernard nicht heute abend zusammen mit Prussiens geigeigt? Morgen wird sie ausziehen. Sie will nicht in das Gerücht kommen, mit einem Vaterlandsverräter zusammenzuleben. Ja, er soll sich nur hüten, nach Frankreich zurückzukehren. Man wird Monsieur Paul Henry Bernard mit dem Rücken an eine Mauer stellen und ihn erschießen. Pfui! Und der Geiger fühlte jählings eine kleine, heiße Faust hart auf seiner Stirne. Alles schmerzte. Und plötzlich, da er keinen Mut und keine Kraft fand, einer Frau, einem Mädchen zu wehren, wusste er wie krank er war. Er hatte nur noch diesen Gedanken. Nun ging alles mit ihm im Wirbel. Er mochte nicht mehr an den grünen Hügel denken, welchen er stürmen würde, und nicht an die große, graue Buche am Waldrand, hinter welcher er und sein Kamerad liegen würden, um auf die Deutschen zu schießen. Er dachte an seine Geige. Er hatte einen ganz merkwürdigen Klang gefangen, welchen ihm das grelle Wissen seines Zuendeseins in die Ohren gelegt hatte. Wenn er nun die Marseillaise spielte, ganz unendlich langsam, dann war sie voll von diesem süßen, seltsamen, neuen Klang. Dann war das Fordernde mit einemmal verschwunden, und es klagte nur noch etwas unaussprechlich Müdes, welches ihm wohlthat. Seine Geige lag auf dem Stuhl, er wollte sie nehmen; aber seine Krankheit kam über ihn auf und zwang ihn auf den Rücken. Er hoffte auf Behrends. Vielleicht war er immer noch sein Freund und er kam und besuchte ihn und legte ihm Noten auf die Decke. Toinette weinte neben ihm und rückte weit von ihm ab. Eine letzte Neugier überraschte ihn, er hob den Kopf ein wenig, um nach ihr zu sehen, da schwieg sie. Sie lag, mit großen, scheinenden Augen, in welchen eine gelbe Verachtung glomm. Von der

Straße herauf lärmte das Rattern eines Motors durch die Fenster. Es war mitten in der Nacht.

* * *

Als er seinen Ersten am nächsten Nachmittag sah, erschrak Behrends. Die Augen Paul Henrys hatten allen Glanz verloren und seine Stirne schien unsäglich müde. Er bat nach dem Konzert Behrends, ihn zu begleiten. Toinette hatte ihn am Morgen verlassen; nun war er wieder allein. Sie sprachen kein Wort, und der Geiger verabschiedete sich vor seiner Haustüre.

„Ich möchte ausruhen!“ Behrends wunderte sich, dass er ihn allein gehen ließ. Aber er konnte nicht anders. Man wollte nicht mit einem Menschen gehen, welcher zu Ende war und keine Hoffnung mehr suchte. Am Abend, als Paul Henry Bernard zum Konzert kam, sah er am runden Tisch vor dem Podium Toinette sitzen. Sie sprach mit einem jungen Herrn und unterhielt sich ausgelassen. Ihm aber war es, als bliese ein starker Sturm in seine Augen. Eine Sekunde schlug er die Lider herunter. Er setzte sich schwerfällig an seinen Platz. Behrends sah ihn von der Seite an. Bernard hatte nicht begrüßt und ging müde mit seinen Notenblättern um. Am ungewöhnlichsten aber und anders als vor wenigen Stunden waren seine Augen. Während seiner Krankheit hatte ihn Behrends mit flackernden Augen gesehen. Jetzt loderten sie und waren schreckhaft groß. Er kam das Gefühl nicht los, dass man mit solchen Augen nur nach innen sehen könne. Schließlich klopfte Behrends zum Beginn. Der Franzose ließ alles über sich hinweggleiten. Er spielte, sogar sehr gut, aber er spielte wie ein Toter. Behrends hörte nur seine Geige. Mitten in einem Walzer erschauerte er, und ein Scherzo grinste ihn totenbeinig an. Toinette saß am runden Tisch bei dem jungen Herrn und sprudelte ihre Sätzlein, dass hin und wieder ein Wort über die Köpfe hinweg auf das Pult des ersten Geigers tropfte. Sie war mit Absicht lustig und ausgelassen. Im übrigen war der Abend wie alle Konzertabende in dieser Zeit. Man bröckelte sich einige Töne in die gemischte Telegrammbrühe seiner Zeitung und strich sich einige Klänge auf das wohlgebackene Brot eines weissagenden Leitartikels. Mit Musik hatte man kaum etwas gemein. So ging es wieder bis gegen zehn Uhr. Die letzten Sonderblätter waren heraus. Man jagte sich von einer hohen Stim-

mung in eine höhere und mit einemmal musste Behrends wieder die „Wacht am Rhein“ spielen. Die Nummer wurde bekannt gegeben. Da kam Toinette auf das Podium zu. Der Freund sah ihr leer und ohne Anfechtung entgegen. Toinette kicherte verächtlich und hörbar. Bernard hob plötzlich seine Geige ans Kinn. Sein Bogen zuckte drei, vier Mal auf den Saiten, dann setzte er ab. Toinette saß wieder am runden Tisch bei dem jungen Herrn und starrte auf das Podium, in die leeren, lodernden, großen Augen Paul Henry Bernards. Sie fuhr zusammen, denn Paul Henry spielte mit. Sein Bogen tat ausnehmend ruhige und klingende Striche und nicht einmal seine Hand zitterte. Er ging einem seltsamen, süßen Klang nach, und es legte sich eine gemute Ruhe um ihn, wie ein warmer Mantel. Die Falten glitten an seinem Körper hinab. Er fühlte eine gute beruhigende Wärme; nun kam sie langsam wieder an ihm herauf, wie eine schwere, dunkle Welle. Er lächelte müde und ergeben. Toinette, welche viel Trotz für ihre Haltung hatte aufbringen müssen, fing ein verborgenes Schluchzen an. Der Geiger sah sie an, aber er fühlte sie nicht. Er fühlte nur eine kleine heiße Faust jählings hart auf seiner Stirne. Es schmerzte ihn alles. Als in das besänftigende und trostvolle „lieb Vaterland, magst ruhig sein“ eingespielt werden sollte, schloß er einen Lidschlag lang die Augen und hörte seine Marseillaise klingen. Nicht die wilde, stürmende, herrische, sondern seine Marseillaise, welche ihm wie ein Trost zugekommen war, als ihn Toinette anklagte und beschimpfte. Er musste aufstehen. Die schwere, rote Welle wurde die Marseillaise; sie kam unaufhaltsam und mütterlich an ihm herauf und sein Herz wartete. Er lächelte. — — Toinette! — —

Dann fuhr Paul Henry Bernard in einem Wagen nach Hause. Neben ihm saßen Toinette und Behrends. Über seinen Knien lag der Geigenkasten. Bunte Fetzen Seide waren in den Deckel eingeklemmt. Er hatte einmal bei Toinette ein halbes Dutzend seidener Schlipse gekauft und sie zu seiner Geige gelegt.

Als sie ihn aus dem Wagen hoben, kam das Sterben. „C'est moi qui l'ai tué!“ verzweifelte Toinette.

Der Deutsche schüttelte mitleidig den Kopf.

